

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

51 (2.3.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Im Westen nichts Neues

Wie ich den Remarquefilm erlebte

So viel ist schon über den Remarque-Film geschrieben worden. Aber wir finden, es kann über dieses erschütternde Kriegsdrama nicht genug geschrieben werden. Tausende besuchen die seit Wochen schon im benachbarten Elsass und der Schweiz laufenden Filmvorführungen. Sie sind erfüllt von dem Gesehenen und Erlebten; sie alle sind empört, daß es der Dasein eines mißgeleiteten Fanatismus, der nie den Krieg erlebt hat, und ihn auch nie erleben wird, und seine ungeheuren unsrigen Sünden, einem Goebbels und seinem halb asiatischen Anbänger, einem Kriegsteilnehmer, besuchte eine Filmvorführung in Straßburg. Seine Eintritte über den Film schildert er in folgenden Zeilen.

Die Wogen der Erregung über Remarque gingen vor kurzem sehr hoch. Man hörte so manches über den Film, was nicht zusammenstimmen wollte. In Basel macht sich eine wahre Völkervermischung bemerkbar aus deutschen Landen, seitdem dort der Film läuft. Seit vielen Wochen wird er auch in Straßburg gezeigt mit einem immer unverminderten Andrang. Kürzlich war sogar eine Gesellschaft aus Mannheim gekommen, um in Straßburg den Film zu sehen. Es war für uns im Hancuerland verlockend ihn anzusehen. Spinnen sich doch unzählige Fäden verdamnisvoller Verwicklungen nach Straßburg. Und Straßburg ist doch deutsch trotz des französischen Firmens, den es zur Zeit trägt. Man führt in den tiefen Gräben deutlich den deutschen Fußstapfen. Wenn auch die Gassen jetzt meinen, es gehöre zum französischen „Elsas“, recht flott „au revoir“ zu sagen.

Ich sah vor Kurzem in einem Kaffee neben einem jungen Paar, dessen männlicher Partner sich recht fröhlich bemühte französisch zu fluchen. „Du dumme Raib!“ Mein Herz lachte! O Straßburg!

Also sah ich mit dem Remarque-Film an. Und schon im allerersten Augenblick war ich auf eine besondere, aufwühlende Art gelangt. Ich kam gerade in dem Augenblick, als die Gruppe Soldaten in einem Unterstand das entsetzliche Trommelfeuergeschrei erleben lassen muß. Sofort liegt aus rätselhaften Tiefen in mir das ganze Elend solcher Stunden und Tage hoch. Wenn wir gemeint haben, daß wir das alles vergessen und überwinden hätten, so hatten wir uns vollkommen geirrt. Dieses Grauen, hilflos und hienlos erschlagen zu werden, wie man eine Karte erschlägt, dieses unheimliche Entwürdigsein zu einem Individuum, das gerade auf genug ist, zertrümmert zu werden, dieser Schicksal, sich als Kulturmenschen zu fühlen, der für seine Heimat in den Kampf zog und nun in einer Waisenkasse sitzt, wo er in völliger Unwissenheit Weise ausgeliefert wird, dies alles ist uns, die wir an der Front waren, so tief ins Blut gebrannt, daß wir nie darüber hinwegkommen werden. In dieser Szene erlebte ich wieder den ganzen Bankrott aller Menschheitskultur. Diese jungen Leute hatten Goethes Faust und das Neue Testament im Tornier. Und Goethes Faust und das Neue Testament haben es nicht verhindern können, daß Menschen einander einen soch erblichen Tod bereiten! Es ist da eine Szene eingeschoben, die zeigt, wie einer der jenen jungen Freiwilligen unter furchtbaren Schreien wahnhaft wird. Das ist natürlich Film, Theater! Obwohl das vorgekommen sein mag, haben wir es nicht erlebt. Erlebt habe ich das nicht. Aber anderes!

Unsere Leute schrien nicht in dem entsetzten Trummelfeuergeschrei der Sommer, aber ich hatte den Eindruck, daß ihre Schreie nach innen, die in einem entsetzten seelischen Abgrund verhallen, viel schlimmer waren, als wenn sie laut geschrien hätten. Sie standen auf ihrem Becken, gefest, aber noch viel mehr völlig innerlich ausgehöhlt und stumpf und hatten kein Resten Menschentum mehr, um die Furchtbarkeit des Geschehens zu empfinden. Sie sanken um, lautlos und beschweigen, wenn sie getroffen wurden, ohne vorher viel Wehens und Gefühls gemacht zu haben, oder schlichen sich still davon, nur von dem dumpfen Trieb getrieben: hinaus aus der Hölle!

Ich erinnere mich, daß ich an der Sommer einmal mitten im Trummelfeuergeschrei und zwei Stunden einen schweren Traum hatte von einem furchtbaren Gewitter. Als ich erwachte, trommelte es immer noch, aber ich empfand nichts mehr von Entsetzen. Alles Empfinden in uns war tot. Es gibt eine Grenze des Entsetzens in menschlichen Herzen, und die war dort weit überschritten. Wir waren alle schon halb im Schatten des Totenreichs. Ich mußte an

den Hades denken, das Totenreich der alten Griechen, wo die Verstorbene als Schatten ohne Stimme umherirren: Wir hatten keine Stimme und keine Schreie mehr.

Und nun zu Himmelstoch! Wer hat nicht seinen Himmelstoch erlebt, den besten aller Briefträger und den schlechtesten aller Feldwebel, das „verrückt gewordene Polster“, das sich nicht mehr zu lassen weiß, das hier jenseits abgelehnt im deutschen Meer, als man sich einfaßigen Gemüters macht, nach der sie schnappt, wie ein gieriger Hund nach dem Knochen! Ich lese ihn noch so deutlich vor mir, meinen Himmelstoch, mit seinen baren Seiten, diese Karikatur eines Feldwebels, der immer Aufsehung mitterte, und der immer bereit war mit „Süßigkeiten“ und „Auf, mach's marsch!“ die Empörung der Soldner niederschlagen. Sobald aber ein höherer Vorgesetzter am Horizont auftauchte, steigerte sich der Eifer dieses Tyrannen bis zum Paroxysmus. Er trieb es einmal so weit, daß der Major allen Erstes einen Lobwortsanfall befürchtete und ihn väterlich begütigte. Ich erinnere mich, wie dieser Vorgesetzte uns Kofuten bei jeder Gelegenheit unter die Nase rieb, daß wir nun bald „ins Gras beißen“ müßten. Er gab seiner Stimme dann einen sochlich bedauernden Klang, aber wir fühlten natürlich deutlich, wie darunter ein lächlich wollüstiges Schmelzen tobte, das seine Ausläufer bis in seine zitternden Schmutzbarthen erkannte. Solche Macht hatte Himmelstoch, daß er uns den Tod diktieren konnte! Das wird Himmelstoch nie vergessen! So hat Himmelstoch den Krieg erlebt! Der Film bringt diese Figur unübertrefflich nachahmenswert. Was aber der Film nicht bringt, und was auch im Remarquebuch nicht geschrieben ist, das ist das Martarium, das dem gebildeten Mensch, der in reiferen Jahren als Kriegsteilnehmer oder als Erker an die Front kam, draußen bereitet worden ist. Das ist ein ganz besonderes Kapitel. Es war doch so, daß er — später, im Stellungskrieg! — bei den „Äffchen“ und „Äffchen“, die eine Zurückweisung oder Ueberhebung beim Avancement mitterten, von vornherein einen fühligen Ablehnung begehrte. Kameradschaft? Das wurde ihm nicht gewährt. Der Gebildete, der aufbau etwa ein akademisches Amt hatte, und nun hier im Felde ein gemeiner Soldat war, galt immer als ein Sonderfall, dem man auf alle Fälle höchste Achtung und Respekt schenkte, erblühte Kameradschaft ohne Hinterlistigkeit entgegenbrachte. Er konnte froh sein, wenn er nicht isoliert wurde. Und so kam es, daß er sich inmitten der Kameraden auf einer einsamen Insel seelischer Isoliertheit auszeichnete. Er mußte den Krieg als ein Einzelner erleben, er fand für seine Not keine Mitträger und keine Mitleidung. Er fand allenfalls, wenn er Glück hatte, in der Gruppe einen Gefreiten oder Unteroffizier, der ihm besonders hofte und ihm ausnahmsweise auch Korn nahm, der seinen Minderwertigkeitskomplex nicht anders ausleben lassen konnte, als indem er den Gebildeten besonders in Anspruch nahm bei allen dienstlichen und nicht dienstlichen Obliegenheiten. Wädelich und beschämend war es dann zu erleben, wie die ärgsten Häcker den Gebildeten, nachdem er befördert war und als Feldwebel oder Leutnant aus dem Ausbildungslager zurückkam, schamlos umpeitschten. Schluß mit diesem Kapitel! Es war nicht ererbend. Man kam es zum Teil damit entschuldigen, daß der Stellungskrieg die Gemüter verärrt hat.

Gehr gut ist Katinin, der treue Vole, der mit rührender Begeisterung die jungen Freiwilligen zum erstenmal zur nächsten Schanzarbeit führt. Es ist ein ergreifendes Bild von Kameradschaft, wie er ihnen, die doch gänzlich unerfahren sind und von Mienen, Klagen und „Schmerzen“ Granaten keine Ahnung haben, langsam und zart einen Begriff beibringen sich bemüht ohne daß sie sich gleich der ganzen Furchtbarkeit des Geschehens Bewußt werden. Ja, dieser alte raube durch alle Strapazen des Krieges gewirkte Feldwebel wird für den jungen Kriegsteilnehmer, Bauer schließlich „die“ Heimat, die einseige Heimat, die er noch hat. Er lebt vom Heimaturlaub zurück und erndet, daß er wohl zuhause war, aber er war auf eine rästelhafte Weise fremd geblieben dabei, im Vaterhaus, in der Vaterstadt, bei den Schulfameraden — überall! Es war eine schauerliche Erkenntnis: die dabei im Willen nicht, in was für einer Welt wir hier draußen leben müssen. Seiner Mutter hat er das Grauenhafte des Kriegserlebens verbernen müssen: „Weißt du Mutter, es ist nicht so schlimm draußen! Sie übertreiben mächtig!“ Seine Schulfameraden und sein Lehrer wollen ihn zum Helben machen. Er soll Helbenhaftes erzählen. Das wollen sie hören. Er soll ihnen dokumentieren, daß es „lüh und ehrenvoll“ ist für das Vaterland zu sterben. Was soll er sagen? Das er nicht lüh ist, und daß er gar kein Feld ist,

sondern ein armes Frontschwein? Ach, das verstehen sie alles nicht. Es ist hoffnungslos. Er ist auf eine gequälte Art fast froh, als er wieder in die Stellung kommt. Und erst als er den treuen Kameraden wieder sieht, da weiß er, wo seine Heimat ist. Dieses alte Frontschwein, dieser gute raube Kat, der ist ihm Heimat! So arm sind die Menschen geworden in diesem Krieg! Bei lebendigem Leib ist ihnen die Heimat aus dem Herzen gequält worden. Ach, für die gab es keinen Weg mehr zurück in jene bürgerliche Welt. Der Krieg mochte an Ende gehen wie er wollte, — sie waren um ihr Leben betrogen!

Der Gram jener furchtbaren Jahre ist heute noch in unseren Herzen. Für die nicht manndmal sein nächstliches Grollen? Solche du nicht, wie er durch deine Träume tanzt, und du bist gekümmert und tatenlos ihm überleert wie damals dem Granatfeuer? Ich finde, daß unsere schwierigere wirtschaftliche Lage, unsere Gerilltheit und unsere schmerzliche Schwachheit in einem viel tieferen Sinn die Folge dieses Krieges ist, als man so gemeinhin meint, wenn man sagt: der verlorene Krieg wirkt sich jetzt aus! Wäre bloß der verlorene Krieg, sondern überhaup der Krieg, die Dämone jenes Geschehens, die Bankrottierung des menschlichen Gemeinheits- und Zusammengehörigkeitsbewußtseins, die Tatsache, daß die Besiegt „Mensch“ so schamlos unermüdet und unerbittlich triumphieren konnte, das ist es, was uns den Glauben an ein Ethos der Walle Mensch so arg erschüttert hat. Darum können auch die „Sieger“ nicht froh werden. Und weil wir, die wir bei Krieg mitgemacht haben, nicht mehr glauben können — und mögen sich das gern! — darum sind wir so auf den Erdboden geschmettert und leben immer die schwarze Wolke am Himmel. Diese schwarze Wolke ist aber eine Projektion des schwarzen Bildes in unserer Innern!

Und nun? Warum wird der Remarque-Film in Deutschland verboten? Wird wirklich das Deutlichkeit darin heruntergeleitet, was behauptet wird? Ich könnte das beim besten Willen nicht feststellen. Die unerschütterlichen Vorgänge, die da abgehandelt werden, sind Wahrheit. Dienen wir unserm Volk, wenn wir vor der Wahrheit die Augen schließen? Täte es nicht manchen Kriegs- und Kaderkader, der nie die Front gesehen hat, wenn er wenigstens jetzt noch nachträglich einen Eindruck bekommen würde, was unsere Soldaten körperlich und seelisch bis zum Zusammenbrechen ausgezehrt haben? Ich bin im Gegenteil der Ansicht, daß dieser Film im Ausland mehr beiträgt zur Persönlichkeits- und zur Abkehr vom Groll des Krieges als alles Gerede und Organieren der Friedensgesellschaften. Ich habe mich erträglich lassen, daß in Paris das Publikum ergriffen war von der rührenden Gestalt des jungen Kriegsteilnehmers Baumer, der alle Schrecken des Frontlebens über seine Knabenjahre hat ertragen lassen müssen, und der dann am Schluß, kurz vor dem Waffensstillstand, den Kopf unter dem Schützengraben erhebt, um einen Schmetterling zu jagen — das er doch so zu Hause eine Sammlung, und er verzagt ganz, daß er im Krieg ist, wie ein spielendes Kind, — und in diesem Augenblick erhebt sich ein gewaltiges Grollen, das Grollen der Menschheit bedingt — da hört man im Zuschauerraum leises Schreien: „Ja, ne tuez pas, c'est un camarade!“ (Nicht töten, es ist ein Kamerad!) Wurden nicht in diesem Augenblick im Zuschauerherzen alle guten Geister aufgerufen zur Abwehr dieses Schmetterlings? Zur Verhöhnung und zum Entsetzen dieses Schmetterlings? Sieh es ein edleres Mittel, um Frieden zu stiften, als wenn dem Feind greifbar gesetzt wird, daß auch der Gegner ein Mensch ist, liebenswert und verbunden durch die gleichen menschlichen Empfindungen, Schmerzen und Leiden, wie die eigenen? Doch auch der Gegner auf eine Mutter hat, die ihn im Sorge und Angst verzehrt um das Schicksal ihres Jungen, gerade wie in Frankreich auch? Ach, wann bricht diese Stunde an, in der alle Herzen der Welt einmütig sich aufheben und durch die Kraft ihrer lebendigen Empfindung, aus der Tiefe ihres warmen Herzens heraus, aus ewigen Gründen hervor die Wiederholung dieser furchtbaren Orgien der Hölle unmöglich machen? Wenn?

Witz und Humor

Der alternde Boltaire erhielt den Besuch von jungen Damen. Er empfing sie äußerst liebenswürdig und sagte zu ihnen: „Machen Sie es sich so bequem wie möglich. Die Grazien sind mir eben allerliebste, sitzend noch schöner, liegend jedoch gefallen sie mir am besten.“

Ein englischer Juraist bestimmte in seinem Testament 4000 Pfund Sterling für die Verbesserung und Vergrößerung einer Londoner Synagoge. Als das Vermächtnis nach seinem Tode bekannt wurde, prägte ein Witzbold das Wort: „Dies ist das erste neue Testament, das augunsten des alten gemacht wurde.“

Die goldene Galeere

Ein Roman aus der Filmindustrie

Von Fritz Rosenfeld

Copyright 1930 by E. Laubische Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin W. 30.

(Nachdruck verboten.)

Erst sogerte Ulfar, die Zusammenarbeit mit einem Handwerker vom Schlaue Linnikis war kein Vergnügen und konnte nicht erprechtlich sein, der Gegenstand der Anschauungen, des Charakters, des Charakters, der Ziele zu verschieden. Dennoch sagte Ulfar zu, weil er wieder Gelegenheit bekommen wollte, zu arbeiten. Soletch sog Linnikis ein Buch aus der Tasche:

„Sehen Sie“, sagte er, „dieses Manuskript hat die „Ela“ bei Schwarz bestellt, der es mit Braunmüller ausgearbeitet hat. Die „Ela“ konnte es aber nicht drehen, weil der Schauspieler, dem die Hauptrolle zugeordnet war, nach Hollywood ging. Sie verkaufte es nach Wien, dort wurde es umgearbeitet und nach Prag weitergegeben, weil die Mittel zur Inszenierung fehlten. Die Prager lieben es ein Jahr liegen, der Tonfilm kam, es war unbrauchbar geworden, muß neu bearbeitet werden. So kam es wieder nach Berlin zurück. Die Jupiterfilm hat es erworben, gab es erst Schlesiener, der einiges daran änderte und Dialoge dazu schrieb. Die Jupiterfilm war aber nicht zufrieden und schickte das Buch wieder Schwarz, der augenblicklich keine Zeit hat und es nicht lande. Ich soll jetzt die durch die vielen Rache verdorbene Stelle wieder geichtbar machen. Ich habe aber keine Zeit. Man hat mit — na, nicht viel... Sie bekommen 500 Mark, wenn Sie es innerhalb einer Woche umarbeiten. Aber Sie wissen — nicht vom Wege abzuweichen, immer schon gerade der Nase nach, dort hin, wo man schon gewiesen ist. Das werden Sie ja jetzt schon herausfinden. Uebrigens haben Sie in der letzten Zeit gearbeitet? Man hörte nichts von Ihnen? Neue Entwürfe?“

„Eine Menge!“

„Zeigen Sie sie mir. Ich werde Sie dem Direktor Ditter von der Jupiterfilm vorstellen, das ist eine neue Firma, die Leute suchen Bücher mit der Laterne, sie haben Geld, Ehrgeiz, Unternehmungslust, sie wollen arbeiten. Sie haben immer den Lübers engagiert.“

„Den alten diesen Kerl?“

„Was wollen Sie, er ist der beliebteste deutsche Darsteller. Ich

habe schon zwei Duzend Filme für ihn geschrieben. Und kann ihn doch nicht leiden. Kopf leer wie ein ausgeronnenes Bierloch, eingebildet wie ein witziges Genie, kommt mit einem Band Plauto unter dem Arm ins Atelier, damit man glaubt, er verfühle philosophische Werke oder behauptet sich wenigstens mit ihnen. Ich hab mal reingekuckt und konstatiert, daß das Lesesachen immer an derselben Stelle liegt. Er hat also nicht mal die Intelligenz, es jeden Tag um ein paar Seiten weiter zu verlegen. Und das ist das Aboel der deutschen Mädchen, der braven deutschen Frau. Zum Koenig. Na, Sie werden ja sehen.“

Ulfar plagte sich zwei Wochen mit der Umgestaltung des Buches. Es war eine herrzerreißend traurige Geschichte von zwei feindlichen Brüdern, die ein Mädchen liebten. Der eine war tugendhaft und betete, der andere war es nicht und ging in Kashtofale. Der fromme wurde glücklich und bekam das Mädchen, der andere ging elendiglich zugrunde. Die Autorenkette, durch die das Manuskript gelaufen war, hatte es verworren, aber nicht vielgestaltiger gemacht, und so bestand Ulfars Arbeit hauptsächlich darin, die ursprüngliche klare und logische Linie der Handlung wiederherzustellen und die Charaktere ein wenig plastischer und lebendiger zu umreißen; sie waren gar armelige Schwarz-Weiß-Figuren geworden. Linnikis war zufrieden, sah die vereinbarte Summe, nahm einige Entwürfe Ulfars mit und ver sprach, ihm bald Bescheid zu sagen, ob Ditter sich dafür interessiere. Tatsächlich bekam Ulfar wenige Tage später ein Schreiben Ditters, er möge in das Büro der Jupiterfilm kommen.

Die Jupiterfilm lag im dritten Stockwerk des zweiten Hofes eines mit Filmbüros bis unters Dach durchnetzten Hauses in der Friedrichstraße. Die Firmenatelen, die Ulfar las, als er über die Treppen stieg, waren wie die Stationen eines Passionsweges; es war fast keine Gesellschaft darunter, bei der er nicht schon vorgeprochen hätte. Der Name der Jupiterfilm war noch nicht gedruckt und noch nicht in Ets gemeißelt, er war nur auf Pappendekel gemalt und mit einem Nagel an einer Tür befestigt. Es gab auch nicht viel Personal — einen Diener, der gleichzeitigt Operateur und Chauffeur des Direktors war, einen Buchhalter, eine Stenotypistin. Auch hier waren die Wände mit alten Plakaten behängt, sie mochten noch vom Vorgänger Ditters stammen, der in diesen Räumen eine noch anderen Sternern benannte und an anderen Sternern grundbegonnene Firma innegehabt hatte. Ditter kam vom Vertriebs- und Produktions, er handelte immer noch mit amerikanischen und französischen Filmen, und so waren über einen Teil der alten Plakate fremdsprachige, nicht minder grelle neue geklebt worden.

In einem von zwei schmalen Fenstern düstria erhellten Zimmer saß an einem schreibenden Schreibtisch ein Mann, der ein ionatender Reisender in Seidenwäsche oder ein kleiner Grovinsaufmann sein konnte, in großartigerem Anzug, Biederkeit und jenen düstlichen, febrigen Humor der Spieler im Antikis, die Werten langsam, behäbig, als wäre das Heben eines Armes eine Leistung, der Genie durch das Zimmer eine Tat. Das war Ditter.

Er gebärdete sich überaus liebenswürdig, rih Witz über das Wetter, die Frauen, den Film, den Außenminister, kam auf eine Divo, die nachts nach Amerika geflohen war und phantastische Schuderrednungen hinterlassen hatte, kam auf einen Film, der gefehrt durchgefallen war — „Was lassen Sie nur, wie kann man so etwas auführen?“ — und landete schließlich bei Ulfars Filmentwürfen. Nun aber wurde er ernst.

„Ihre Entwürfe gefallen mir sehr gut“, sagte Ditter, „mit als Privatmann. Als Filmaufmann aber muß ich sagen, daß ich Filme dieses Niveaus lieber nicht drehen kann, weil das Publikum sie nicht sehen will. Es will sich doch amüsieren, es verlangt leichte Kost, und ich kann keinen Durchfall riskieren. Meine Produktion ist jung, aber sie beizufähigt doch eine hübsche Anzahl von Menschen, die alle brotlos werden, wenn ich an einem Film Geld verliere. Sie müssen meine Stellung begreifen: Ich bin machtlos, ich muß die Wäre liefern, die man von mir fordert, oder ich muß ausperzen. Ich mache Ihnen daher folgenden Vorschlag: Wir stellen Ihre Entwürfe vorläufig zurück, vielleicht kommt der Tag, an dem ich auch einen Film dieser Art drehen kann, und Sie machen mit in des das Buch zu diesem Film hier.“

Er unterbrach, frante in seiner Schreibstille, brachte Briefe, Rechnungen, Filmausschnitte, Fotos zum Vorhinein, schließlich ein Buch, das Bühnenmanuskript einer alten Operette.

„Ich habe die Rechte dieser Operette erworben, ich habe Hermann Lübers engagiert, für den die Rolle des Grafen Wallerstein wie geschaffen ist. Schreiben Sie das Drehbuch. Ich habe anständig.“

Ulfar warf eine Bild in das Buch; es war eine uralte Operette, als er in die Schule ging, war sie der große Schlager gewesen, seine Mutter hatte am Kochherd die Lieber der Helbin vor sich hingehummt, ganz leise sangen sie noch in ihm noch. Nun sollte diese Operette wieder aufleben? Zu Hunderttausenden getragen werden, sie mit ihren Melodien erfüllen, aber auch mit dem Schwanz und der Verlogenheit ihrer Fabel? Eine Weile überlegte er, dann reichte er das Buch Ditter zurück.

„Nein, das mache ich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)